

## Mohammad-Ali Dschamālsādeh

### Eine politische Persönlichkeit

Wahrscheinlich fragst du dich, wie es gekommen ist, daß ich Politiker geworden bin und mir einen Namen gemacht habe? Du mußt nämlich wissen, daß ich bis vor vier Jahren noch ein *Hällädsch* war und nur mit Baumwolle zu tun hatte. Da gab es Tage, an denen ich ganze zwei *Riāl* verdient habe, an manchen anderen vielleicht bis zu einem *Toman*. Immerhin, es reichte für die gewohnte Portion Brot und Fleisch, die ich abends nach Hause brachte. Aber meine Frau, die einfältige, machte mir dauernd Vorwürfe:

»Das ist doch kein Leben!« sagte sie, »am Tag hockst du dich hin und läßt die Hoden zittern, und am Abend kommst du mit weißem Haar und grauem Bart heim! Schau dir den Hädsch Ali an, unseren Nachbarn! Bis vor einem Jahr ging's ihm so dreckig, und jetzt? Jetzt ist er ein gemachter Mann. Und Abgeordneter will er werden, mit 'ner schönen Stange Geld im Monat. Und was machst du? Du mußt bis ins Grab nichts als Wolle zupfen und hast die ganze Zeit das Geräusch von deinem Scheißbogen im Ohr! Wenn du bloß ein bißchen Ehrgeiz hättest!«

In einem Punkt hatte sie recht: Hädsch Ali, der Hund, hatte es tatsächlich durch seinen Fleiß und mehr noch mit seinem Maulwerk zu etwas gebracht. Sein Name stand in den Zeitungen; man sagte, er sei »Demokrat« und würde bald ins Parlament gewählt. Es hieß, er verkehre mit Ministern und sogar mit dem Schah persönlich. – Und ich? . . . Mein jämmerlicher Beruf war mir selbst zuwider geworden, und das Geräusch meines Werkzeugs tönte in meinem Ohr wie die Stimmen von *Nakir* und *Monkar*. Außerdem war es mir, wenn ich meinen Bogen zur Hand nahm, als hätte ich – Pardon! – den Schwanz eines Esels in der Hand – du weißt schon welchen!

So kam es eines Abends, daß mir die Vorwürfe meines unverschämten Weibes zuviel wurden, und ich beschloß, meinen Beruf aufzugeben und einen ähnlichen Weg wie Hädsch Ali einzuschlagen. Zum Glück wandte Gott selbst die Dinge zu meinen Gunsten: Am nächsten Tag saß ich in meinem Laden, als eine große Menschenmenge – ich weiß nicht warum – im Basar herumging und ausrief: »Macht eure Geschäfte zu, versammelt euch vor dem Parlament!«

Wie ein Esel, der nur auf das Zeichen seines Treibers gewartet hat, um sich vom Fleck zu bewegen, sprang ich auf, schloß meinen Laden und machte mich auf den Weg. Ich weiß nicht, was in mich gefahren war: ich fing an zu schreien und Parolen auszurufen. Wie ein Verrückter tobte ich herum und löste einen gewaltigen Tumult aus! Aus voller Kehle, als wäre ich zu Hause und hätte Streit mit meiner Frau, schrie ich:

»Iraner, ehrenvolle Iraner! Das Vaterland ist in Gefahr! Wie lange wollt ihr noch die Schmach ertragen? Einigkeit, Eintracht! Brüderlichkeit! Männer, wir müssen zu Taten schreiten! Entweder sterben wir als Helden und hinterlassen einen ehrenvollen Namen, oder wir leben weiter, aber ohne Demütigung und Schande! Vorwärts! Nur Mut, Brüder, nur Mut!«

Die Händler schlossen ihre Läden und machten sich – natürlich nicht sehr begeistert von den plötzlichen Ereignissen – auf den Weg nach Hause. Allerdings waren diese unerwartete Schließung des Basars und der von den Ladengehilfen, die jetzt schnell die Teehäuser aufsuchten, verursachte Wirbel gar nicht so ungünstig für mich. Ich fand jetzt erst richtig Geschmack an der Sache und war nicht mehr zu bremsen. Wie ein Samowar, den man zu stark anheizt, kam ich immer mehr in Glut und wagte es, kühne Parolen auszusprechen, über die ich später selbst den Kopf schütteln mußte. Besonders der Satz: »Und wenn der Schah uns Schwierigkeiten bereitet, dann stürzen wir sogar ihn vom Thron!« machte großen Eindruck auf die Leute.

Anfangs zogen mich ein paar Freunde und Bekannte zur Seite und flüsterten mir ins Ohr:

»Scheich Dscha'far, Gott möge dir verzeihen! Was ist in dich

gefahren? Was faselst du da? Was gehen dich kleinen Handwerker so wichtige Dinge an? Sei doch vernünftig, Mann!«

Doch mir, getrieben von der Sorge um mein Vaterland, konnten solche Worte nichts anhaben! Ich redete immer lauter und lauter, und meine Stimme, die in den hohlen Kuppeln des Basars widerhallte, übertönte selbst die Rufe der Eis- und Gurkenverkäufer. Allmählich versammelte sich ein Kreis von Herumtreibern um mich. Wie *Kāweh*, dessen Geschichte ich von meinem Sohn Hassani gehört hatte, sah ich mich von einer Gefolgschaft umgeben. Wie ein besoffenes Kamel zog ich jetzt an der Spitze meiner Anhänger zum Parlament. Die Zahl meiner Leute nahm inzwischen immer mehr zu; als wir vor dem Parlament ankamen, waren wir schon fast tausend Mann stark. Doch dort versperrte uns ein Wachtposten den Weg. Zuerst wollte ich ihn mit Drohungen dazu bringen, das Feld zu räumen; aber dann mußte ich feststellen, daß ich es mit einem wachsamem Kerl zu tun hatte, der sich durch nichts verunsichern ließ. Also was nun? Weder durch Drohungen noch durch List war etwas auszurichten; wir hatten es mit einem *türkisch-sprechenden Iraner* zu tun, der uns nicht verstand. Außerdem war er stur und ohne jeden Humor. Da wandte ich mich an die Leute:

»Männer! Das Gesetz muß respektiert werden! Ich brauch einen Freiwilligen, der den Abgeordneten die folgende Botschaft bringt: Scheich Dscha'far ist da, mit hunderttausend Männern! Er fordert, daß noch heute die Vertreter der edlen, mutigen iranischen Nation ihre Pflicht tun! Was das Volk betrifft, so ist es zum Äußersten entschlossen; ich kann für die Folgen keine Verantwortung übernehmen, wenn die Abgeordneten nicht sofort handeln!«

Kaum war ich mit meiner Ansprache fertig, da meldete sich ein junger *Sseyjed*, dessen Haarschopf unter seinem schief sitzenden Turban hervorsah. Stolz erklärte er seine Bereitschaft und verschwand sogleich im Gebäude.

Wenige Minuten später erschienen einige Herren und baten »Seine Exzellenz, Herrn Scheich Dscha'far«, einzutreten. Mit

geschwellter Brust trat ich ein. Dabei sagte ich zu mir: »Hör mal, mein Lieber, wenn sie dich fragen, was du hier zu suchen hast, was willst du ihnen denn antworten?« Ich wollte sogar einen Bediensteten, der an meiner Seite ging und der mir den Weg zeigte, vertraulich fragen, worum es sich eigentlich handelte und warum man den Basar geschlossen hatte. Aber dazu kam es nicht: ich sah mich plötzlich vor der Versammlung des Parlaments! Ich war auf einmal so aufgeregt, daß ich einen Schuh verlor und mit einem nackten Fuß in den Saal trat. Das war das erste Mal, daß ich eine so würdige Gesellschaft vor mir sah. Du heiliger Strohsack! Da saßen diese vornehmen Krawattenträger so gedrängt nebeneinander, als wären sie beim Beten in einer Moschee! Sie sahen wie die Perlen eines Rosenkranzes aus, so dicht waren sie aneinander gedrängt. Und wie sich im Rosenkranz die größeren Perlen herausheben, so wurde von Zeit zu Zeit der eine oder der andere Turban sichtbar.

In der vordersten Reihe saßen einige besonders vornehme Herren, offenbar Minister; und etwas weiter entfernt zwei oder drei Männer mit Schreibfedern in der Hand. Sie schrieben rasend schnell ein Blatt nach dem anderen voll, als wären sie die Engel, die unsere guten und bösen Taten im Buch unseres Lebens aufzeichnen.

Da wandte sich ein vornehmer, weißhaariger Krawattenträger aus der ersten Reihe zu mir und sagte:

»Eure Exzellenz, das Kabinett hat dringende und wichtige Beschlüsse gefaßt, um die Nation zufriedenzustellen. Wir sind zuversichtlich, daß unsere Bemühungen bald zu guten Ergebnissen führen. Exzellenz, ich bitte Sie, da Sie der Wortführer des Volkes sind, die Leute in meinem Namen zu beruhigen und ihnen zu versichern, daß ihre Wünsche bald in Erfüllung gehen werden.«

Danach ergriffen einige andere Krawattenträger das Wort; sie sprachen allerdings eine komplizierte, geschwollene Sprache, die ich nicht verstand. Immerhin wurde mir klar, daß der vornehme Herr mit dem weißen Haar der Ministerpräsident war, während es sich bei den anderen um wichtige Vertreter der Par-

teien handeln mußte. Es waren Demokraten, Gemäßigte und Vertreter sonstiger Fraktionen, die ja kein Mensch kannte. Ehe ich das Parlament wieder verließ, hatte ich mir schon vorgenommen, vor dem Volk auf der Straße eine große Rede zu halten und die neue Sachlage darzulegen. Doch ich mußte gleich feststellen, daß sich meine Gefolgschaft inzwischen verflüchtigt hatte. Dieses »tapfere, edle Volk« hatte es eben nicht für nötig gehalten, länger für den Schutz seiner Rechte einzutreten. Die einen waren wahrscheinlich zu ihrer Arbeit zurückgegangen, die anderen, die Herumtreiber, die mir vom Basar der Hühnerverkäufer gefolgt waren, würfelten auf dem Platz, ohne mir die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Dabei hatten ihre Hoch-Rufe noch vor wenigen Minuten bis zum Himmel gehallt!

Ich machte mich auf den Weg, um meiner Frau schnell von den Ereignissen zu berichten. Allerdings hatte ich vorher noch das Vergnügen, dem Überbringer meiner Botschaft zu bezeugen, der es sich jetzt auf einer Ruhebänk vor einem Teehaus bequem gemacht hatte. Er hatte den Turban aus der Stirn geschoben und trank genußvoll seinen Tee. Offenbar hatte er inzwischen vergessen, daß er gar nicht lange zuvor Vermittler zwischen dem mutigen, ehrenvollen iranischen Volk und der Regierung gewesen war. Aber, was soll's?

Unterwegs dachte ich: Gewiß, meine Frau und meine Kinder würden heute abend vielleicht hungrig zu Bett gehen müssen, aber dafür war ich ein Politiker geworden!

Kaum war ich in meiner Wohnung, da kam mir meine Frau lächelnd entgegen und gratulierte mir zu meinen neuen Erfolgen. (Die Nachricht über meine Heldentaten war mir vorausgeeilt.) »Bravo!« rief sie, »jetzt bist du endlich ein Mann! Noch gestern hat kein Schwein etwas von dir gewußt, heute kennt dich schon jedes kleine Kind. Ich hab gehört, du hast sogar den Schah und seinen Ministerpräsidenten kritisiert und bist gegen 'n Bataillon von Soldaten angetreten. Und du hältst großartige Reden! Der Ministerpräsident soll dich sogar auf 'n Mund geküßt haben! Bravo! Jetzt soll die Frau von Hädsch Ali vor Neid platzen! Zum Teufel mit der!«

Ich war erstaunt, daß meine Alte doch noch soviel von mir hielt. Anmerken ließ ich es mir aber nicht. »Ja, so ist das eben!« sagte ich wichtiguerisch, »alles hat mal seine Grenzen; die Wünsche des Volkes müssen endlich erfüllt werden!« Dann servierte ich meiner Frau all die absonderlichen Vokabeln und Begriffe, die ich kurz zuvor im Parlament aufgeschnappt hatte und die ich bei meiner Anhängerschaft nicht losgeworden war. – Sie war sprachlos!

Am nächsten Tag berichteten die Zeitungen ausführlich über die Ereignisse des vergangenen Tages; sie bezeichneten mein mutiges Auftreten als Anzeichen für das »Erwachen von nationalem Bewußtsein«. Besonders beeindruckte mich ein Artikel in der »Flammenden Wahrheit«, den mir mein Sohn mit viel Mühe und bestimmt fehlerhaft vorlas. Es hieß da: »Obwohl zwischen Baumwolle und Eisen keine Beziehung besteht, sind doch Dscha'far, der Wollzupfer, und Kāweh, der Schmied, aus dem gleichen Holz geschnitzt. Beide sind sie stolze Söhne Irans und Verteidiger seiner Rechte.«

Übrigens, am selben Tag durfte ich mich über den Besuch eines Herrn freuen, der angab, Reporter zu sein, und mich »interviewen« wollte. Er stellte mir ganz blöde Fragen, wie sie nicht einmal dem Teufel einfallen würden. Komisch! Was er wohl damit wollte?! Das Allerlustigste aber war, daß ein Ausländer kam, um mich zu fotografieren. Meine Alte beschimpfte den Kerl und machte ihm klar, daß man uns Iraner nicht so leicht übers Ohr hauen kann – und knallte ihm die Tür vor der Nase zu.

Das erste Zeichen meines politischen Erfolgs war, daß man mir vom nächsten Tag an alle Zeitungen kostenlos zuschickte; sie flatterten uns ins Haus wie Heuschrecken, die sich auf die Ernte stürzen. Und in den Blättern konnte man alle möglichen Beinamen für meine Wenigkeit finden: »Der wahre Führer des Volkes«, »Vater der Nation und der Patrioten«, »Platon unserer Zeit«, »Sokrates von heute« und dergleichen mehr. Bloß schade, daß meine einfältige Frau diese Dinge nicht verstand. Unter uns gesagt, auch ich hab sie nicht immer verstanden!

An diesem Vormittag kam Hädsch Ali zu mir und sagte, er wolle mich unter vier Augen sprechen. Ich machte ihm eine Wasserpfeife zurecht und wartete neugierig. Nachdem Hädsch Ali einen Zug getan hatte, hob er die Augenbrauen und fing schließlich an:

»Mein Lieber, es scheint, daß es dich auch erwischt hat. Na schön, das freut mich für dich. Ich wußte nicht, daß die Politik auch so ansteckend ist wie die Syphilis! Es ist zwar richtig, daß die Kollegen sich untereinander nicht immer leiden können, aber, mein lieber Freund, ein kluger Mensch muß eben vorsichtig sein. Ich will dir nur eines ans Herz legen: du bist zwar über Nacht berühmt geworden, und dein Name ist jetzt in aller Munde, aber du bist trotzdem ein Anfänger, ein blutiger Anfänger, und du hast noch viel zu lernen! Ich habe meine Erfahrungen und weiß, daß man in der Politik als Alleingänger auf der Strecke bleibt. Wäre es nicht besser, wenn wir uns die Hände reichen und uns in diesem gefährvollen politischen Dschungel gegenseitig helfen würden? Allein richtet man nichts aus, vor allem in der Politik nicht. Da haben ein paar gerissene Kerle die politische Arena für sich in Anspruch genommen, und die sehen es nicht gern, wenn ihnen ein Neuling den Platz streitig macht. Hast du geglaubt, man brauche nur dummes Zeug zu reden und mit ein paar wichtigen Leuten zusammenzukommen, damit das Geschäft blüht? Nein, mein Lieber, so einfach ist das nicht! Wenn du in der Politik nicht gerissen genug bist, dann wirst du von deinen Gegnern auf so brutale Weise verleumdet, daß sogar deine eigene Frau dir davonläuft.

Hier tat Hädsch Ali einen tiefen Zug aus der Wasserpfeife und blies den Rauch heftig durch die Nase. Es war mir nicht ganz klar, was er eigentlich wollte, aber ich wußte, daß er ein schlauer Fuchs war und nicht ohne Grund etwas sagte. Ich verstand nur eines: ich sollte meinen Einfluß im Basar geltend machen, damit Hädsch Ali zum Abgeordneten gewählt würde. Dafür würde er mich in die Politik einweihen.

Hädsch Ali erhob sich, zumal seine Wasserpfeife auch ausgegangen war. Doch bevor er sich verabschiedete, fragte er mich noch:

»Wann und wo wird die nächste Sitzung sein?« Das Wort »Sitzung« war mir ganz neu. Ich wußte keine Antwort. Hadsch Ali bemerkte das in seiner Schläue.

»Kein Wunder, daß du das nicht verstehst. So wie die Goldschmiede sich einer eigenen Sprache bedienen, so haben die Politiker auch ihr eigenes Kauderwelsch. Eine »Sitzung« zum Beispiel bedeutet die Zusammenkunft von Leuten, die miteinander reden wollen. Dafür sagen die einfachen Leute: »Wann sehen wir uns wieder?«

Hadsch Ali wollte mir also in jeder unserer »Sitzungen« ein wenig von dieser neuen Sprache beibringen. Ich lernte zum Beispiel, daß man einen gläubigen Menschen auch einen »Mann mit Prinzipien« nennen, daß man zu einem Freund auch »Genosse« sagen kann; daß ein »aktiver Mensch« einer ist, der sich hetzt wie ein toller Hund. »Unzivilisiert« bedeutet grob und unhöflich. »Vivat!« heißt, Gott möge ihm ein langes Leben schenken. Und mit »Situation« meint man: »Wie steht's?«!

Kaum war Hadsch Ali fort, da machte ich mich zurecht und sagte von oben herab zu meiner Frau: »Ich muß zu einer Sitzung!« Die Arme stand mit aufgerissenem Mund da, während ich lässig das Haus verließ und zum Basar ging, um zu sehen, was dort los war. Ich merkte gleich an den Grüßen der Geschäftsleute, daß die über meinen Erfolg schon Bescheid wußten und ich noch mindestens zwei Wochen auf Kredit leben konnte. Ich lachte vor mich hin und dachte dabei: »Vivat Scheich Dscha'far, der Führer der iranischen Nation, der Käweh der Gegenwart!«

Unterwegs folgten mir ein paar Passanten, die, nachdem sie mir mit schönen Worten geschmeichelt hatten, ihre Leidensgeschichten zu erzählen begannen. Als ob ich weiß Gott was wäre! Der eine hatte sein Grundstück an einen einflußreichen Bürger verloren, dem anderen hatte ein Geistlicher die Frau abspenstig gemacht und sie dann selber geheiratet, und so weiter, und so weiter. Kurz und gut, ehe ich den Basar erreichte, hatte ich sämtliche Affären der letzten hundert Jahre zu hören bekommen, die sich in Teheran abgespielt hatten. Auch ich war

den Erzählern gegenüber sehr großzügig und verteilte zum Dank Segenssprüche wie »Möge Gott Ihnen langes Leben schenken!« oder »Möge Gott Ihre Feinde vernichten!«. Ich erkannte aber auch, daß ein Politiker kein Privatleben haben kann und daß sein Haus wie die kaiserliche Stallung voll ist von schutzsuchenden Dieben, Halunken und Verbrechern! Wie aber kann ein Politiker mit so vielen Problemen fertig werden, selbst wenn er ein ewiges Leben hätte wie der Prophet Jesaias?

Je näher ich dem Basar kam, desto mehr war ich darauf bedacht, eine erhabene, aber durchaus gütige Miene aufzusetzen. Ich beantwortete die Grüße so freundlich, daß man hätte meinen können, ich sei seit Jahren der Mullah des Viertels. Auf Fragen wie »Was gibt es für Neuigkeiten, Exzellenz?« antwortete ich – als ob ich über einen direkten Draht zu allen iranischen und ausländischen Ministerien verfügte – mit kurzen und bedeutungsschweren Sätzen wie »Gott möge Erbarmen mit uns haben!«, »Die Lage ist nicht allzu ernst«, »Man darf hoffen«, »Die Situation ist heikel«, »Mit einer Krise wird gerechnet« und so weiter. Auf diese Weise befließigte ich mich, den neu-erlernten Jargon anzuwenden, egal, ob falsch oder richtig.

Jetzt war ich bei meiner Werkstatt angelangt, hatte aber keine Lust, sie zu öffnen. Ich hatte kein Geld; meine Taschen waren blanker als der Spiegel einer jungen Braut. Und ich wußte auch nicht, wie ich mir Geld verschaffen sollte. Die Schmeicheleien der benachbarten Geschäftsleute deuteten zwar darauf hin, daß ich auf kurze Zeit mit ihrer Hilfe rechnen konnte, aber ich wußte, daß unverdientes Brot schließlich im Hals steckenbleibt. Das schlimmste war aber das Schulgeld für Hassani, das an jedem Monatsanfang wie eine schicksalhafte Naturkatastrophe auf mich zukam. Schon mehrere Male hatte ich mir vorgenommen, den Jungen aus der Schule zu nehmen; einmal hatte ich ihn sogar als Lehrling zu einem Eseltreiber geschickt. Aber dann war plötzlich dieser verdammte Schuldirektor aufgetaucht, der mir alle *Suren* des Korans und alle möglichen Sprüche des Propheten aufsagte, um mir zu beweisen, daß ich ungläubiger wäre als die verfluchten Mörder von *Ali und Hussein*,

wenn ich nicht monatlich die fünf Riäl Schulgeld bezahlte. Außerdem wäre ich in diesem Fall, wie er hinzufügte, ein Rohling, ein Verräter, ein Barbar...!

Eine innere Stimme sagte mir inzwischen, daß ich meinen Laden öffnen und zu arbeiten anfangen sollte. Immerhin war meine Arbeit nicht unvereinbar mit meinem gesellschaftlichen Ansehen. Selbst der Prophet war eine Zeitlang als Gärtner tätig gewesen, sagte ich mir. Doch als ich wieder an die Vorwürfe meiner Alten und an das abscheuliche Geräusch meines Werkzeugs dachte, wurde mir schwach in den Knien.

Ich war geistig völlig abwesend, als ein lauter Gruß mich aus meinen Träumen riß: Vor mir stand ein Mann, von dem man glauben konnte, er hätte statt Glieder lauter Sprungfedern im Leib. Sein Mund sagte: »Ich bin euer Diener«, sein Blick schien zu meinen: »Ihr sehr ergebener«. Sein Genick beugte sich, richtete sich dann auf, und er schien zu sagen: »Euer demütigster Knecht.« Kurzum, der Kerl kam mir vor wie das märchenhafte Ungeheuer Dadschäl, dem man nachsagt, es hätte an jeder Haarspitze eine Zunge. Mit Schmeicheleien war er auch nicht kleinlich: zuerst war er mein Diener, dann mein Sklave und schließlich nur noch der Hund, der mein Heim bewachte. Am Anfang wünschte er mir hundert Jahre Leben, dann fiel ihm ein, daß ihn solche Wünsche nichts kosteten, und er erhöhte auf tausend! Es war, als ob er was auswendig gelernt hätte und nun hersagen mußte. Unmöglich, auch nur ein einziges Wort dazwischen anzubringen. Pausenlos haspelte er seine Sprüche herunter. Und dabei schnitt er Grimassen, fuchtelte mit den Händen herum und feixte über das ganze Gesicht. Zuerst rief er den Segen Gottes auf meine Kinder und auf die Kinder meiner Kinder herab, dann auf meinen Vater, meinen Großvater und meine sämtlichen Vorfahren. Mir ging die Geduld aus. Vor Wut war ich schon drauf und dran, ihn anzuschreien; ich nahm mich aber zusammen und machte kehrt. Ich ging nach Haus. Aber sieh da, der Kerl lief mir nach! Wie ein Hund lief er im Kreis um mich herum, grinste mich an und redete...

Vor meinem Haus angekommen, wollte ich so schnell wie

möglich hineingehen, um endlich diesen lästigen Gesellen loszuwerden. Aber was war das? Er drückte sich hinter mir hinein! Er machte die Tür zu und sagte erleichtert: »Gott sei Dank! Jetzt können wir endlich miteinander reden!«

Ich war einfach sprachlos über soviel Frechheit. Aber ich wollte herausfinden, was sich hinter der überfreundlichen Maske verbarg. – Und schon war der Kerl wieder bei einem anderen Thema! Er fing jetzt an, über den Politiker Chāghānoss-saltaneh zu reden und ihn über den grünen Klee zu loben. Wie Mühlsteine bewegten sich seine Kiefer. Ich dachte, der muß verrückt sein. Solange die Komplimente mir galten, ging das ja noch an, doch was kümmerte mich ein Chāghānoss-saltaneh überhaupt? Da ließ aber der Kerl auch von diesem ab und wechselte schon wieder das Thema! Diesmal war der Ministerpräsident Faghfurod-douleh an der Reihe. Mit dem gleichen Tempo spuckte die Mühle Flüche aus. Er bezeichnete den armen Faghfurod-douleh als gewissenlos, als ehrlos und schließlich auch noch als Verräter. Der Halunke schien das Leben des Präsidenten und seiner Familie von der ersten Stunde an genauestens zu kennen. Und was erzählte er nicht alles!

Mir war jetzt die Sache wirklich zu bunt. Ich schrie ihn an: »Hör endlich auf, Mann! Was soll der ganze Quatsch? Wie lange willst du noch quasseln? Seit zwei Stunden redest du auf mich ein, ohne mir zu sagen, was du von mir willst. Was willst du denn eigentlich? Was giftest du da herum? Warum kommst du nicht endlich zur Sache?«

Als der Kerl merkte, daß es mit meiner Geduld tatsächlich aus war, grinste er mich verlegen an und sagte:

»Gott bewahre! Wie könnte ich Ihnen zur Last fallen? Ich empfinde nur so viel Bewunderung für Sie, daß ich nicht weiß, wie ich das, was ich Ihnen sagen will, ausdrücken soll. Ich möchte Sie nur bitten, bei Chāghānoss-saltaneh ein gutes Wort für Ihren Sklaven einzulegen. Er hat eine so hohe Meinung von Ihnen! – Nein! Weit mehr als eine hohe Meinung! Ich habe meinerseits immer wieder versucht, Sie bei ihm zu loben. Er weiß, wie Sie ihn schätzen, und hofft, mit Ihrer Hilfe bald

die Nation von Faghfurod-douleh, diesem schamlosen Verräter, befreien zu können. Sie werden sehen, daß er seine Freunde nicht vergißt und sie nie hintergeht wie Faghfurod-douleh, dieser Schuft. Nebenbei bemerkt, er hat Ihnen durch mich eine kleine Summe geschickt, für Ihre Ausgaben, versteht sich... Der Rest kommt nach... Also, auf Wiedersehen! Gott sei mit Ihnen!»

Nun, ich stand da, allein und mit einem Sack voll Geld in der Hand. Der Kerl hatte sich dünn gemacht.

Erst konnte ich nicht begreifen, was diese ganze Komödie sollte. Dann wurde mir aber klar, was es damit auf sich hatte: Ich sollte Chāghānoss-ssaltaneh gegen Faghfurod-douleh unterstützen, damit er Ministerpräsident würde. »Also so läuft der Hase!« sagte ich mir vergnügt und lachte dabei so heftig, daß mir der Sack aus der Hand fiel – und platzte! Die Geldstücke, an die fünfzig Zwei-Rial-Münzen, rollten über die Ziegelsteine des Innenhofs, wie Küken, die vom Hund verfolgt wurden.

Gerade in diesem Moment ging die Tür auf – und Hādsch Ali kam herein. Sowie er die Geldstücke sah, die auf dem Boden verstreut lagen, sagte er ironisch:

»So, so! Jetzt fallen dir nicht mehr Wollfäserchen von alten Decken ins Haus, sondern Münzen! Es scheint, du hast deinen Laden verkauft und dafür gutes Geld gekriegt!«

Zuerst wollte ich schwindeln und ihm eine erfundene Geschichte erzählen, aber dann dachte ich an unsere Abmachung und ließ es bleiben. Außerdem hatte ich das Bedürfnis, ihm meine neuen Erfolge vor Augen zu führen. So beschloß ich, ihm die Wahrheit zu sagen.

Hādsch Ali hörte sich die Geschichte an, nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf und sagte schließlich:

»So, so! Es sieht so aus, alsinge es dir gar nicht so schlecht. Du machst sogar Geschäfte mit Leuten wie Chāghānoss-ssaltaneh! Aber, lieber Freund, ich möchte dich auf etwas aufmerksam machen. Denk darüber nach und tu dann, was du für richtig hältst.«

Ich dachte, Hādsch Ali hätte ein Auge auf das Geld geworfen, aber nein, er hatte was ganz anderes im Sinn.

»Du mußt wissen«, fuhr er fort, »daß man für jeden Beruf ein Anfangskapital braucht. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um den blinden Rahim handelt, der auf der Straße Mais verkauft, oder um Aminoss-sarb, den großen Fabrikanten. Wer mit einer Arbeit beginnen und es zu etwas bringen will, der braucht als erstes eine Basis. Auch ein Politiker ist da keine Ausnahme.«

»Willst du damit sagen, daß er lesen und schreiben können muß?«

»Wozu soll ein Politiker so etwas brauchen? Er will doch keine Schule aufmachen.«

»Meinst du, daß er Fachkenntnisse haben muß?«

»Gott habe deinen Vater selig! Was soll ein Politiker mit Fachkenntnissen! Er ist doch kein Sachverständiger.«

»Sollte er vielleicht zu heiligen Stätten gepilgert sein?«

»Nein, ein Politiker ist kein Führer für Wallfahrten. – Ehrlich muß er sein! Bildung, Erfahrung und Frömmigkeit – das sind alles nur leere Worte! Einzig und allein Redlichkeit ist das Kapital eines Politikers.«

»Das heißt, er darf eine fremde Frau nicht begehren?«

»Aber nein, gar keine Rede davon. Was hat das mit der Ehrlichkeit zu tun? Ehrlich sein heißt bei einem Politiker, daß er sich nicht bestechen läßt.«

»Was denn? Man gibt doch auch dem Mullah Geld.«

»Gewiß! Früher haben die Armen den Reichen, den Scheichs, den Mullahs Schmiergelder gegeben. Seit der *Revolution* hat sich das alles geändert. Heute bestechen die Minister, die Gouverneure, die Gutsbesitzer ihre Untergebenen.«

»Ja, aber in diesem Fall kann man nicht mehr von Bestechung reden. Es sind doch milde Gaben und Almosen. Was findest du schlecht daran?«

»Das Almosen wird Gott gespendet, die Bestechung aber... Früher hat man dem Schah oder dem Ministerpräsidenten einen Tausender zugeschoben, wenn man einen guten Posten haben wollte. Heute muß man für den gleichen Zweck dieselbe

Summe in Geldstücken in kleine Säckchen stecken und die an die Politiker verteilen.«

»Aber du hast doch gesagt, der Politiker darf nicht käuflich sein.«

»Klar darf er nicht ... am Anfang ...! Siehst du, hier liegt das Geheimnis der Sache. So, wie du nachts nicht ohne einen Passierschein aus dem Haus gehen kannst, so darfst du zu Beginn deiner Karriere auch nicht bestechlich sein. Aber später ist das was anderes! Dann bist du wie der Nachtwächter, der keine Genehmigung braucht, um nachts auf die Straße zu gehen. Wenn du dieses Spiel so spielst, daß es keiner merkt, dann bist du ein Meister deines Faches. Aber über soviel Schlaueit verfügt nicht jeder, es sei denn, er wäre vorher durch eine Mullah-Schule gegangen!«

Hädsch Ali hatte recht. Ich erkannte, daß ich mich falsch verhalten hatte. Es war leicht möglich, daß die Nachricht von meinem Schnitzer inzwischen bereits in der Stadt die Runde gemacht hatte. Ich mußte also möglichst schnell handeln, um das bißchen Vertrauen zu retten, das ich eben erst gewonnen hatte.

Ich verließ das Haus und ging zum Parlament, vor dem sich eine lärmende Menge versammelt hatte. Ich konnte nicht verstehen, was sich dort abspielte; ich hörte nur Wörter wie »Ver-rat«, »Gefängnis«, »Galgen«! Bald wurde mir klar, daß die Menschenmenge wieder einmal von einigen raffinierten Politikern gegen einen Gegner aufgehetzt worden war – und wieder tobte. Sobald die Leute mich bemerkten, schickten sie mir Segenswünsche entgegen und riefen: »Scheich Dscha'far hat das Wort!« Und ehe ich wußte, was mir geschah, hatte man mich hochgehoben und auf ein Podium gestellt. Nun stand eine erwartungsvolle Menschenmenge vor mir, um zu hören, was ich über die »Verräter« zu sagen hätte.

Ohne meine Unsicherheit merken zu lassen, brachte ich es mit viel Mühe fertig, einige Sätze von mir zu geben, die ich unlängst von Hädsch Ali gelernt hatte. Ich schimpfte auf die »Verräter der Nation«, ich drohte ihnen mit der »Rache des Volkes« und sagte dann lachend:

»Wißt ihr schon die große Neuigkeit? – Die Verräter versuchen, auch mich in ihr schmutziges Geschäft hineinzuziehen. Aber die haben sich geirrt! Ich habe schon viele Geldsäcke gesehen; mich reizen nicht im geringsten die hunderttausend Toman, die man mir zustecken will! Selbst wenn es sich um Millionen handeln würde, von meinen Prinzipien weich' ich nicht ab!«

An dieser Stelle hätte ich dem Publikum gerne eine passende Geschichte über die Vaterlandsliebe der Europäer erzählt, aber mir fiel dummerweise nichts ein. Ich war einfach nicht so raffiniert wie manche andere, die in solchen Situationen erfundene Geschichten zum besten geben.

Da zog ich plötzlich den Sack aus der Tasche, zeigte ihn erst den Leuten, wandte mich ihm dann zu und deklamierte dabei ein dummes, unpassendes Gedicht, das mir gerade einfiel. Die Menge klatschte Beifall. Nachdem sich die Leute beruhigt hatten, rief ich Häschemi, meinen Lehrling, der unter den Leuten stand und mir stürmisch Beifall spendete:

»Hier, nimm den Sack! Bring ihn seinem Eigentümer zurück und sage ihm, daß er mit solchen Säcken einen Patrioten nicht zum Schweigen bringen kann!«

Verdattert wollte der arme Häschemi mich was fragen, aber er wurde durch das Geschrei der Menge übertönt, die minutenlang »Es lebe Scheich Dscha'far« rief und mich nicht weggehen ließ. Ich kam mir vor wie ein Blinder, der durch ein Wunder des heiligen Abbäss geheilt worden ist. Dann löste sich die Menge allmählich auf, und ich konnte endlich nach Haus. Ich hatte Kopfschmerzen.

Unterwegs bekam ich Lust, eine Pfeife zu rauchen. Da mußte ich aber feststellen, daß eben diejenigen, die mich vor wenigen Minuten bejubelt hatten, mir die Taschen ausgeräumt und meine Pfeife und meine Tabakdose geklaut hatten – als Andenken, versteht sich! Besonders leid tat es mir um die paar Münzen, die ich eingesteckt hatte – nein, die mir in die Tasche gekommen waren und mit denen ich meine Einkäufe hatte machen wollen.